

haftet?
e Gott-
n Rüh-
r ver-
Atten-
wendet

Dorfe
ähriges
st die
Mäd-
diefer
wirft
nd der
ettenen
us der
n, um
sehen.
ab das
großen

laaten.
einem
es ein-
chzeits-
Lichter
amstag
y wird
elegene
Nach-
nschen-
mehrere

8

H.
es.

34

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 90.

Dienstag, 17. April.

1928.

(16. Fortsetzung.)

Schüsse in Schanghai.

Roman von Alfred Schirokauer.

(Nachdruck verboten.)

Als sie dann zum Beathotel zurückgingen, sagte Ransom gelassen: „Schade, nun werde ich den Kaufpreis nicht mehr drücken können.“

„Das braucht nicht Ihre Sorge zu sein“, gab sie scharf zurück.

Er blieb in der einsamen Bergstraße zwischen den Gartenmauern stehen und fragte gleichmütig: „Warum sind Sie mir eigentlich böse, kleine Frau? Bloß, damit mir die Entscheidung darüber schwer wird, ob Sie bestridender aussehen, wenn Sie romantisch erschüttert sind oder wenn Sie zürnen?“

Auch sie war stehen geblieben. Jetzt flammte sie auf. „Auch mir wird die Entscheidung darüber schwer, Mr. Ransom, ob Sie harmlos aufrichtig oder frech sind.“

„Frech“, sagte er trocken.

Sie starrte ihn an.

Lächelnd fuhr er fort: „Wäre ich aufrichtig, würde ich nicht reden, sondern handeln und Sie in die Arme nehmen.“

Sie wurde blaß vor Empörung.

„Sie vergessen wohl, daß ich die Frau Ihres Chefs bin!“ rief sie. Ihre Lippen zitterten.

Er schüttelte noch immer lächelnd den Kopf.

„Leider nicht“, entgegnete er, „sonst würde ich es doch tun.“

Sie sind ja...“ Dann brach ihr die Stimme. Sie wandte ihm den Rücken und hastete auf den Wagen zu. Mühsam unterdrückte sie die Tränen. Sie fühlte sich geschlagen, verletzt, verwundet.

Gemächlich schritt Ransom hinter ihr drein.

Als er zum Wagen kam, hatte Jsa bereits den Platz neben dem Führersitz eingenommen. Ihr Gesicht war finster und verschlossen.

Er setzte sich.

„Böse?“ fragte er und schaltete ein.

„Ich weiß wirklich nicht“, leuchtete sie, „was Ihnen das Recht gibt, so mit mir zu sprechen.“

Er lenkte behutsam durch die Schar der Rikshaws und Kulis. Als er dann freie Bahn gewonnen hatt, sagte er, die unvermeidliche kleine Pfeife zwischen den Zähnen:

„Rechte werden einem nicht gegeben, Rechte nimmt man sich.“ Grandios nahm er eine scharfe Kurve. Jeder Mann hat das Recht, sich aus diesem famosen Kuchen Leben die schönsten Rosinen heraus zu picken.“

Sie taumelte gegen ihn, als er wieder messerscharf eine Ecke auf dieser gewundenen Straße nahm.

„Auch wenn die Rosine einem anderen gehört?“ fragte sie, irgendwie besänftigt durch die schneidige Brauerei seines Fahrens und die Redlichkeit seiner Worte.

„Was heißt gehören? Was ist Besitz? Rechte?“

„Aha“, rief sie. „Sie sind Kommunist?“

„Im Gegenteil. Ich bin durchaus Aristokrat, — Er-oberer. Verfluchter Kuli, kannst du nicht aufpassen“, schnauzte er einen Mann an, der irr und ängstlich vor dem tausenden Wagen herumgeseut war. Ruhig sprach er dann weiter.

„Recht ist Macht. Alles andere ist Gefühlsduselei und Brimborium. Wer die Macht hat, schafft sein Recht.“

Das ist heute so und war so, so lange sich Tiere und Menschen auf Erden herumbalgen. Dieser Kampf um die Macht ist überall in der Natur. Der Stärkste ist Sieger und hat Recht. Habe ich Recht?“

Er wandte sich ihr lachend zu.

„Achten Sie auf den Weg“, verwies sie ausweichend.

„Dieses Nachtgelfüßte tritt bei den meisten nur nicht so kraß hervor. Sie haben Hemmungen, Moral.“

Sie schwieg einige Augenblicke, ehe sie fragte:

„Und wenn ich heute abend Ihre edle Hemmungslosigkeit meinem Manne berichte?“

„Dann wird er wahrscheinlich glauben, ich hätte unfair gehandelt und wird mich entlassen.“

Sie jagten jetzt mit 130-Kilometer-Geschwindigkeit den Berg hinab. Jsa schwieg. Sie sah ihn heimlich von der Seite an. Sein Gesicht war jetzt gespannteste Ruhe und Kraft. Trotz des toll verwegenen Herumwerfens des Wagens auf zwei Rädern in den Kurven empfand sie keine Angst. Trotz des Rasens fühlte sie sich geborgen und sicher in seiner eisernen Hand. Sie bewunderte sein kühnes Profil und empfand stärker als je zuvor seine Jugend, Tatkraft und Mannhaftigkeit.

Abends schrieb sie, wie täglich, an Ryan. Doch von Ransom stand in dem Briefe nur: „Er ist sehr leß, doch das belustigt mich. Jedenfalls lerne ich sehr viel bei ihm.“ Sie belog sich. Sie wollte ihrem Manne von seinen Frechheiten nichts mitteilen, um das Geschäft nicht zu schädigen. Wenn Ryan ihn hinauswarf? Wozu das alles? Ärger, Konkurrenz —!

Dann saß sie noch lange auf der Altane ihres Hotelzimmers.

Laut schrien die Grillen, diese Nachtdurchgeller ganz Ostasiens.

Es war die letzte Helle des Tages. Dicht vor der Loggia lag der „Peaf“ hoch und grün und drohend. Jetzt senkte sich ein feiner Nebeldunst von der Spitze und verschleierte die Willen dort oben zu Unwirklichkeiten, zu Visionen — zu einer Fatamorgana. In der Mitte der Höhe erhoben sich große Paläste mit den Arkaden des alten Hongkongstiles. Die fallende Nacht verzauberte sie zu weißen Märchenschlössern. Wie dünne blaue hingehauchte Schleier lag es über dieser Willenstadt am Bergeshang.

Und dann war plötzlich die Nacht da. Ohne Übergang. Lichter glommen auf in tausend Fenstern. Nur diese Lichter standen noch gegen die unsichtbare dunkle Bergwand, losgelöst wie Sternbilder im ewigen Raume.

Lange saß Jsa auf der Altane und träumte hinein in die feuchte, warme Herbstnacht. Sie wollte nicht fassen, sie wollte nur hindämmern in diese raunende Stille der asiatischen Stadt. Gedanken kamen. Sie wehrte ihnen. Bedenken kamen. Sie wehrte sie fort.

Endlich ging sie ins Zimmer. Es war heiß und stickig und noch dumpf. Es ist ein altes Haus mit alten, wurmfressigen Möbeln, das Hongkong-Hotel. Unter dem Moskitoneze war es unerträglich. Sie stellte den tausenden Ventilator auf einen Stuhl dicht neben das

Bett. Der kühle Luftzug glitt wohligh über ihren Körper.

Dann schlief sie ein. Sie träumte von Edwin Ransom. Er sagte wieder: „Sie sind die entzückendste Frau, die ich getroffen habe.“ Ein solch wunderbar starkes Gefühl rauchte in sie hinein — frisch — eilig — brisshast wie die Luft auf der Höhe des „Peaks“.

Als sie am andern Morgen erwachte, hatte sie den Traum nicht vergessen. Wieder kamen Gedanken und Bedenken. Sie trat im Hemd auf die Loggia hinaus. Der Peak lag in Morgennebeln. Doch nur die Spitze. Die Villen weiter unten starrten marmorn, magisch gelb, übergroß, aufdringlich plastisch in der dünnen Morgenluft. Wie Kastaden fielen die Häuser übereinander her. Wieder sah alles weissenlos aus, kullissenhaft. Doch nicht durch Verschleierung, sondern durch grelle Deutlichkeit. Dann glitt der Nebel an dem Berghange nieder, mildernd, entbrutalisierend, ein weicher, dichter Vorhang.

Ja stand und beobachtete das Kommen und Gehen des Lichtes und der Farben dieses aufgetürmten Steinlabrynthes.

Jetzt brach die Sonne durch. Der Vorhang stieg wieder. Auf ihrem Zauberberg begann der neue Tag sein Spiel. Alles wurde hell, rosa die Villen, in den Fenstern glänzten Diamanten auf.

Sie stand im Hemd, staunend, berauscht. Sah und sah und wollte nicht denken noch grübeln. Doch aus der Tiefe ihres Bewußtseins stieg immer wieder die ahnungsvolle Warnung: „Hüte dich — hüte dich!“

15.

Aber die Liebe kam. Oder der Rausch ihrer jungen Sinne, die sich sehnten nach Sturm und Jugend und Taumel. Sie glaubte, es sei die „große“ Liebe. Sie kannte nun den Grund ihrer Schwermut, ihrer Enttäuschung. Es schien ihr, als sei ihr Leben in China bisher in der erschlaffenden heißen, stidigen Niederung der Stadt Hongkong verkommen. Und jetzt stieg sie empor zur befreienden Kühle und blutauspeitschenden Brise der Höhe des Peaks.

Der Peak verkörperte ihr Edwin Ransom.

Sie glaubte, diese Liebe sei das lang erharnte Glück, glaubte es in der schwelgerischen, begeisterten Schwärmerei ihrer Neunzehn. Sie sah in dieser Liebe Fügung, ein Schicksal, eine Entschädigung für all das Leid, das sie ertragen hatte.

Nicht gleich kamen ihr diese Erkenntnisse. Erst nach langen, schweren Kämpfen im Schmerz ihrer Schuld. Er warb um sie fort, fed, gewaltig, zupackend, dann aber wieder mit unaufdringlicher Logik und Klugheit. Sein Äußeres war sein vermittelnder Helfer.

Sie begleitete ihn zum Poloring in Leighton Road, dicht am Meere. Sie sah, wie er im Sattel saß, wie er das störrische Pony zwang, wie er alle anderen an Gestalt, Wagemut, Gewandtheit übertraf. War stolz auf ihn, empfand auch in diesem Spiele seine überlegene Männlichkeit.

Einmal stürzte sein Pferd im wildesten Ansturm. Da schrie sie laut und selbstvergessen auf. Dieser angstvolle Schrei verriet ihr die Liebe.

Sie flüchtete in ihrer Angst zu ihrem Manne. Sie landete Hilferufe nach Schanghai. Schrieb von Einsamkeit, Sehnsucht, rief ihn immer wieder.

Ryan lächelte beglückt und tiefgerührt. Wußte nie so gewiß, als in diesen Tagen, daß sie ihn liebte. Setzte — trieb die Geschäfte, die sich mühsam vorwärts bewegten. Die Sorgen in China wurden drückender, das Unheil nahte. Man fühlte den Boden unter den Füßen beben. Wer kaufte heute eine Villa? Wer trieb heute beschwingt Handel? Finster drohte die Zukunft über Ostasien.

Ryan versprach sein Kommen und verschob es von Tag zu Tag, von Woche zu Woche.

Und in Hongkong wurde seinem Weibe immer unentrinnbarer bewußt, daß Edwin Ransom ihr Schicksal sei, daß er ihr beschieden war, an ihr gut zu machen, was das Geschick ihr schuldig geblieben war.

Einmal sagte sie es ihm verschleiert.

„Ich habe viel durchgemacht.“

„Ich weiß — ich las es damals in den Zeitungen.“

Sie hatten sie bisher von ihrem Prozesse gesprochen. Sie erzählte von ihrer Ankunft in Schanghai, von ihrer Rettung durch Fiklin, von Fiklins Raserei, von ihrer Heirat im chinesischen Gefängnis, allem.

Da fragte er sie schroff: „Und nun sagen Sie mir eins, aber ehrlich, haben Sie Ihren Mann geheiratet aus Liebe oder aus Not?“

„Sie haben zu dieser Frage kein Recht“, wehrte sie lau.

„Ich habe jedes Recht. Denn ich liebe Sie!“

Die Zeit der Empörung und Entrüstung über seine Liebesbeteuerungen war längst vorüber. Sie trieben ihr jetzt das Blut stürmisch und betäubend zum Herzen. Unter dem Banne seiner harten blauen Augen erwiderte sie leise:

„Ich habe ihn damals aus Not geheiratet. Aber —“

Er unterbrach: „Dann hat er kein Recht an Sie. Dann hat er Ihre Zwangslage ausgebeutet —“

(Fortsetzung folgt.)

Preludes.

Historische Skizze von Stephan Georgi.

Zu der Zeit, da in den deutschen Landen der brave Biedermeier mit pedantischer Aufmerksamkeit seine Brise zur Nase führte, bildeten die eleganten Salons von Paris — zu den bekanntesten gehörte der des Barons Rossignol — den beliebten Sammelplatz der Geistesheroen. Männer der Kunst und des Wissens trafen dort aus aller Welt zusammen.

Es war ein recht anregender Abend im Hause der bewunderungswürdigen schönen Gräfin Poloda.

In der Mitte des lichtüberströmten Saales, am Flügel, saß Rossini und spielte — ein wenig phlegmatisch — einige Fragmente aus seiner „L'Italiana in Algeri“. In einer Ecke war, ohne Pietät vor Rossinis Spiel, der kleine Herr von Balsac damit beschäftigt, einigen Damen galante Händchen zuzuklammern, von denen der fett-behaglich daneben sitzende Alexander Dumas von Zeit zu Zeit ein Teilchen mit anhörte. Heinrich Heine verstand es, inzwischen eine recht bequeme Augenunterhaltung mit der noch sehr jugendlichen Gräfin Komar anzuspinnen. Sehr andächtige Zuhörer waren jedoch Liszt, Hiller, Meyerbeer und Gautier.

Als sich der Rossini geltende Beifall gelegt hatte, erhob sich die lange Mähne schüttelnd, der junge Liszt. Er hatte eine hier noch unbekannte Komposition mitgebracht, wollte jedoch zuvor nicht verraten, von wem sie stammte.

Als er zu spielen begann, hörte sogar der kleine, dicke Herr v. Balsac mit seinem Geflüster auf. Alles lauschte einer festlichen, wohlklingenden Musik, die erfüllt war von anmutiger Ursprünglichkeit, bizarren Einfällen, überwältigendem Gefühl und überströmender Leidenschaft. Da erklangen Variationen von wunderbarer, bestirrender Eigenart; nichts Klassisches, sondern eine ausgesprochene Individualität lag in ihnen. Melodien von so satter Feinheit, daß man das Sprudeln der Quellen zu hören und das Spiegeln der Sonnenstrahlen darin zu sehen glaubte; dann wieder beweglich dahinflatternd, drängend vorwärts stürzend, wie getrieben von dem Atem einer dunkelbunten, geheimnisvollen Romantik. Bald leidenschaftlich jauchzend, sögernd, fladernd, wie eine Flamme im Winde, forten sie sich zu einer bis in die feinsten Nerven hinein empfundenen Traumdichtung.

Es dauerte eine ganze Weile, bis die Hörer, die restlos von diesen wunderbaren Melodien gepackt und mit fortgerissen waren, zu sich zurückfanden. Dann aber brauste ein kaum endenwollender Applaus durch den Saal.

„Wer ist es? Wer?“ — Liszt wies lächelnd auf das Notenblatt. Da stand oben in der Ecke mit feiner, fast leserlicher Schrift: Francois Frédéric Chopin.

Am diese Zeit, da man ihn in den Pariser Salons noch immer felerie, weilte Chopin — krank und mutlos — gemeinsam mit der Dichterin George Sand, deren wirtlicher Name eigentlich Aurea Dudevant war, an der spanischen Küste auf der Insel Majorca.

Seine schwache Gesundheit brachte arge Enttäuschungen in die Freude des dortigen Zusammenseins. Ein kalter, regnerischer Winter trat ein; die Wohnung, die sie genommen hatten, war feucht und dunkel, und so erkrankte der an Luxus und Behaglichkeit Gewohnte bald an einer bedauerlichen Bronchitis; einer Krankheit, die damals dort unter

jedermann fürchtete. So kam es, daß die beiden regelrecht aus ihrer Wohnung vertrieben wurden und in einem alten, verlassenem Karthäuser-Kloster Zuflucht suchen mußten.

Unter diesen widrigen Umständen verschlimmerte sich Chopins Leiden zusehends. Er, der in Paris ohne weiche Handschuhe, ohne Lichterglanz und Wohlgerüche nicht zu leben vermochte, hauste nun in einer Klostersruine, an deren kümmerlichen Resten der Zahn der Zeit nagte. Sargartig und düster war die Zelle, die er bewohnte; einige Zapfen und Palmen schaukelten vor dem Fenster im Winde, und hoch über dem alten Gemäuer schrien die hungrigen Adler.

Trotz der sorgenden, liebevollen Pflege, die George Sand ihm zuwandte, blieb ihm dieser Aufenthalt unerträglich, und Chopin versank immer mehr in eine dumpfe, hoffnungslose Melancholie. Erst als es ihm unter großen Kosten gelungen war, einen Flügel und einen Ofen aus Marseille kommen zu lassen, lebte er ein wenig auf.

Ein grauer Regentag neigte sich seinem Ende zu. George Sand war nach Palma gegangen, um Einkäufe zu besorgen. Unendliche Mühsal bereitete der Rückweg. Ein Unwetter brach herein, und sechs qualvoller Stunden bedurfte sie, um endlich, völlig eingeregnet, mitten in der Nacht das Kloster zu erreichen. Aus Chopins Zelle schimmerte Licht. Teile von Melodien drangen hinaus in das Heulen des Windes. Drinnen in der Halle blieb die Dichterin stehen und lauschte. Völlig durchnäßt war sie, aber das, was sie hörte, zwang sie, regungslos zu horchen.

So seltsam, so unwirklich hallten diese Töne durch das hohe, finstere Gemäuer.

Dämonisch-düster quollen die Melodien hervor, als wollten sie die verstorbenen Mönche zu neuem Leben erwecken. Es schien auf einmal, als schlichen bleiche Gestalten in Kutten umher, als ertönten dumpfe Mönchschöre und inbrünstige Gebete, ringend und selbstzerfleischend. Ein paar kurze helle Töne klangen dazwischen, wie matte Lichtstrahlen. Vielleicht war es ein fahler Schein des Mondes, vielleicht das letzte klagende Aufschluchzen eines flügelarmen Vogels. Dann stürzten die Melodien vorwärts, leuchten weiter, wie getrieben von einer wahnsinnigen Angst, von quälenden Schreidissen. Sie versuchten aufwärts zu fliehen, sich im Unendlichen zu verlieren, aber dort war alles dunkel, düster und erstarrt. Da flatterten sie hernieder, immer weiter, sanken in eine trostlose Tiefe; langsam, stöhnend, schleppend. Wie das müde Herabfallen glühender Wassertropfen flana es aus einem Largo hervor, das wie ein Hauch ertönte, erfüllt von einer unsagbaren, lähmend niederdrückenden Schwermut.

Chopin spielte eines seiner wunderbaren Preludes.

Regungslos, atternd stand die Dichterin an der Türe. Sie hätte aufschreien mögen bei diesen Tönen; aber sie bewang sich. Lasse trat sie ein.

Der Kranke sah still am Flügel. Ein kleiner Leuchter stand vor ihm und spendete spärliches Licht. Der Schein fiel auf sein bleiches Gesicht, die weiße, fast durchsichtige Haut, spielte mit dem dunkelblonden, seidenspinen Haar, glitzerte in den Tränen, die in den großen, braunen Augen lagen, und schien herab auf die zarten, weißen Hände, die so effenhaft leicht über die Tasten glitten.

Mit einem leichten Schrei sprang der Spielende auf, als er die Angekommene erblickte. Seine Augen blickten starr und verstört.

„Ah, ich wußte wohl, daß du gestorben bist! Ich habe alles im Traum gesehen. Auch ich bin gestorben; in einem See bin ich ertrunken, und große, schwere Wassertropfen fielen gleichmäßig auf meine Brust.“

George Sand beruhigte ihn. Erst nach einer ganzen Weile fand er sich aus seinen Visionen in die Wirklichkeit zurück und war entsetzt, als er von dem gefährlichen Rückweg hörte. Doch gleich darauf versank er wieder in seine Melancholie, sprach von weltlichen Dingen und setzte auf alle Fragen nur ein resigniertes Kopfnicken.

Als die Dichterin nach einer Weile wieder zu ihm kam, sah er noch immer am Flügel. Er blickte sie an, als wollte er fragen: „Kennst du das, was ich jetzt spiele?“

Sie hörte ein paar Takte zu, dann wußte sie es.

„Mozarts Requiem —!“

Da nickte er und zwang ein stilles, dünnes Lächeln auf seine Lippen. „Das spielt mir an meinem Sarge...“

Malaga.

Von Richard Gerlach.

Malaga ist eine der hübschesten Städte am Mittelmeer. Die Palmen wachsen üppiger als in irgendeiner anderen spanischen Landschaft. Die Luft ist voll von Blumen- und Fruchtgerüchen. Es ist eine Großstadt mit seinen 150 000 Einwohnern, und doch ist alles noch übersichtlich beisammen.

Dazu sind die Straßen sauber gehalten, neue breite Promenaden entstehen, man spürt Leben. Malaga liegt von den europäischen Häfen Marokko am nächsten.

Das Gebirge bildet hier eine zerklüftete und gipfelreiche Küste. Der Hafen ist geräumig genug, aber in zehn Minuten habe ich ihn umgangen. Die Sardinenfischer ziehen ihre Netze den Strand herauf, hintereinandergereiht straffen sie sich zurück. Eines der Netze gleitet ans Trockene. In den Maschen stecken zappelnde Silberfische. Eine Frau ist die Anführerin; als das Boot herausgezogen wird, stemmt sie sich mit gegen die Pflanzen, und jedesmal, wenn angerufen wird, stimmt sie gellend ein in den wilden Schrei der Männer.

Die Schiffer im Hafen verzehren auf dem Deck das Mittagessen. Sie lassen den gebadenen Fisch mit der einen Hand am Kopf und mit der anderen am Schwanz und knabbern ihn ab. Auf einem der Schiffe hocken drei Matrosen mit türkisch gekreuzten Beinen um die Schüssel Reis herum, in die sie abwechselnd greifen; halb über sie lehnt sich ein Mohr mit rotem Fes und weißen Bumphosen, und als Fünfter im Bunde figuriert ein brauner Javaneraffe. Davor steht der Photograph mit seinem Kasten und ist immer noch nicht zufrieden, bald grinst der Mohr zu viel, bald scheint er gänzlich unbeteiligt.

Heute ist ein Regentag, das ist sehr selten unter dem afrikanischen Himmel. Schwarzhäutige Wolken hängen über den Bergen. Ich wandere am Ufer des Flusses Guadamedina aufwärts. Er strömt mit einer wilden Rut daher, sein Wasser hat die Farbe von Milchkafee. Ein Steg ist fortgerissen, und die Jungen springen an Bambusstöden über die Brückenspalte.

Die Landstraßen sind kilometerweit asphaltiert. In den Triften am Fluß weiden Ziegen und Esel. Auf schwächlichen Pferden traben Reiter des Weges, rechts und links vom sich riesige Körbe, so daß sie die Füße nicht zu den Seiten ausstrecken können, sondern vorn in der Nähe des Pferdehalses unterbringen.

Plötzlich setzt ein Sturzregen ein, ich flüchte unter das Wellblechdach einer Grünfütterhandlung. Ziegen und Esel rennen herbei und schütteln die Tropfen von den Zotten. Schäferhunde, Ruben, ein Reitersmann auf einem Schimmel, so stehen wir zusammengedrängt. Die Ruben flüstern sich Geheimnisse ins Ohr, die Ziegen strecken ab und zu ihre Nasen an die Luft, der Reiter fikt finster da wie ein Räuberhauptmann. Endlich läßt der Guß nach und wir können wieder ins Freie.

Ich wandere, bis ich an den Park des Klosters San Joso komme. Die Einfahrt ist überschwemmt, ich werfe ein paar Steine in die Pfütze und balanciere hinüber. Der Garten ist frisch, blühend und dunkel von Laub. Wiesen sind besät mit gelben Blumen, die aussehen wie Primeln. Berausende Düfte durchwehen die Luft. Dattelpalmen, Feigen, seltsame fremde Bäume wuchern hier wie in unseren Palmenhäusern. Ein Bruder des Ordens, eine weiße Schürze über der schwarzen Kutte, schneidet Blumen zum Strauß. Als ich ihn grüße, winkt er mich heran und schenkt mir lächelnd eine goldene Blütendolde.

Dom Wohltun.

Bemerkungen von Sein Diehl.

Echte Wohltaten sind weit mehr innere Stützen als äußere Stützen. Nicht Geld und große Versprechungen, sondern einzig und allein die Güte, mit der ihm wohlgetan wird, ist für den Empfangenden die Brücke über den Abgrund der Verelendung.

Eine helfende Hand — wenn es nicht anders geht — darf getrost leer sein, der warme Pulschlag eines mitfühlenden Herzens in ihr ist mehr Fülle und mehr Hilfe für den Bedrängten als kaltes Geld aus kalten Händen.

Wohltaten, die nur aus Überdruß, Langeweile oder gar aus Eitelkeit getan werden, sind Missetaten, denn sie entwürdigen den Empfänger.

Wer zwar wohltun möchte, aber nicht kann, — wie er sagt und wie er es vielleicht von sich selber glaubt, — der will nicht; denn zum Wohltun gehört nicht Reichtum als das Unerläßliche, sondern es bedarf nur eines menschlich fühlenden Herzens und eines guten Willens.

Öffentliches prunkhaftes Wohltun ist bei seinem Urheber immer die heimliche Grabrede über seinem toten Vergeen.

Alle wahren Wohltäter sind verschwiegen. Sie verbergen ihr Tun wie einen kostbaren Schatz. Und dennoch dringt sein Leuchten als starkes Glücksgefühl dann und wann aus der Verschllossenheit ihres Wesens. Daran erkennt man, wer sie sind!



Wenn unser Kind zur Schule geht.

Körperliche und seelische Pflege unserer Vornanfänger.

Mit dem ersten Schultag beginnt ein Abschnitt im Leben unserer Kinder, der von großer Wichtigkeit und Bedeutung ist, und namentlich die Mütter sehen ihm deshalb meist nicht ohne bange Sorge entgegen. Für sie ist die durch die Schule verursachte Umwälzung in Gewohnheiten und Anschauungen ja auch bedeutend mehr fühlbar als für die Väter. Die Mutter muß dafür sorgen, daß das Kind pünktlich zur Schule kommt, sie muß den Haushalt darauf einstellen, muß für Schulfrühstück, Schulkleidung usw. sorgen, oft das Kind auf einem weiten Schulwege — wenigstens anfänglich — begleiten. Dann muß sie die Schularbeiten überwachen und dergl., und endlich möglichst darauf bedacht sein, das Kind durch gute Pflege gesund und kräftig zu erhalten, damit es den neuen Anforderungen gewachsen sei. Und zu dem allen kommt noch ein Seelisches hinzu: Unwillkürlich steht auch die vernünftige Mutter in der Schule mehr oder weniger so etwas wie eine Gegnerin oder eine Nebenbuhlerin. So lange hat sie das Kind ganz oder doch fast ganz für sich gehabt, bis jetzt gehörte ihr die Reizung des Kindes fast ausschließlich; sie und sie allein kannte seine Gedanken und Empfindungen, teilte seine Erlebnisse und Interessen. — Und nun tritt es aus ihrer Hut hinaus in das böse, feindliche Leben, nicht mehr kann sie ihm jederzeit helfend und hütend zur Seite stehen, und sie ist nicht mehr die Hauptperson in seiner Gedankenwelt. Da ist eine leichte Eifersucht verständlich und unausbleiblich, und es gesellt sich ihr noch die Angst, wie es dem geliebten Kinde „draußen in der Fremde“ ergehen werde. Wird es sich behaupten können? Wird es „sein Recht“ bekommen? Wird der Lehrer, die Lehrerin Verständnis für seine Eigenart haben, herausfinden, wo seine Fehler und Schwächen, wo seine Stärken liegen und wie es behandelt werden muß? Das alles sind so Gedanken und Sorgen, Wünsche und Fragen, die die Mütter bewegen, wenn ihre Kinder zur Schule kommen. Dies ist sicher verständlich, aber jedenfalls darf man die Kinder selber von solchen Sorgen und Bedenken nichts merken lassen, um ihnen die Unbefangenheit und die Lust nicht zu nehmen. Normalerweise freut sich jedes gesunde Kind auf die Schule mit all' dem Neuen und Interessanten und kommt auch den Lehrern zutraulich und unvoreingenommen entgegen. Dieses Zutrauen sollte man keinesfalls erschüttern, etwa, indem man dem Kinde Verhaltensmaßregeln gibt, wie: „Sitz ja schön still, wenn du in der Schule bist! Halte die Hände auf dem Tisch! Sprich nur, wenn du gefragt wirst! Das alles muß man tun in der Schule, sonst gibt es Strafe!“ Vergleichen ist ebenso verkehrt, wie dem Kinde bei etwa vorkommenden Unarten zu sagen: „Warte nur, wenn du zur Schule kommst, da wird's dir der Lehrer schon beibringen!“ oder „Ich werde es dem Lehrer sagen, wie ungezogen du bist, damit er dich ordentlich durchhaut!“ und Ähnliches. Das Kind soll ja in der Schule keine böse, feindliche und finstere Macht sehen, vor der es sich fürchtet, sondern etwas, worauf es sich freut.

Ebenso verkehrt ist natürlich die oft übertriebene Sorgfalt und falsche Liebe, die man bei manchen Eltern beobachten kann, und die sich darin äußert, daß sie bei den geringsten Anlässen mit Klagen und Beschwerden zum Lehrer laufen. Hat ihr Kind einmal irgend eine — sicherlich verdiente — Strafe bekommen, so sind sie grenzenlos empört und halten das Kind womöglich dazu an, sich „ja nichts gefallen zu lassen!“. Das ist natürlich grundfalsch. Glaubt eine Mutter, Grund zu der Annahme zu haben, daß ihrem Kinde irgendwie Unrecht geschehen ist, so kann und soll sie sich mit dem Lehrer bzw. der Lehrerin darüber auseinanderlegen; die Schule wünscht und sucht ja die Zusammenarbeit mit den Eltern. Aber auf keinen Fall darf diese Meinungsverschiedenheit vor den Ohren der Kinder ausgegossen oder auch nur erörtert werden; ebenso soll man sich jeder Kritik über Maßnahmen, Unterrichtsweise, Persönlichkeit usw. des Lehrers in Gegenwart der Kinder enthalten. Man vertritt sie dadurch nur und erschwert ihnen das Sticheinleben und Einfügen in die Schulgemeinschaft.

Die Schularbeiten sind auch so ein „wunder Punkt“ im täglichen Leben für die Mutter. Soll man den Kindern dabei helfen, oder soll man sie dabei sich selbst überlassen?

Das richtige Wort hierbei ist wohl „Beaufsichtigen“, d. h. man soll die Kinder wohl anhalten, ihre Arbeiten pünktlich und gewissenhaft zu erledigen, aber man soll ihnen nicht dabei „helfen“. Hilfe ist Kränke, und unser Kind soll allein laufen lernen! — Eine wichtige Frage ist auch die Ernährung des Schulkindes. Natürlich soll sie „kräftig“ sein, denn das Kind hat größere Leistungen zu vollbringen und bedarf dazu erhöhter Nahrungszufuhr. Aber man muß das Wort „kräftig“ auch recht verstehen. Fleisch und Eier sind nicht das Wichtigste dabei! Das Schulkind braucht Milch, frisches, rohes Obst, Gemüse und Salate zu seinem Wohlbefinden und Gedeihen, und nicht dickbelegte Würstchen, Fleischspeisen oder gar Alkohol! Auch in Redereien und Süßigkeiten sollte man Maß halten, obgleich hier und da eine Tafel guter Schokolade wegen ihres Nährwertes und ihrer Leichtverdaulichkeit wohl zu empfehlen ist.

Vor allen Dingen aber hat es streng darauf, daß die Schulkinder frühzeitig ins Bett kommen und von allen aufregenden Vergnügungen usw. fernbleiben, dann werden sie morgens vergnügt und ausgeruht zur Schule wandern können.

Ina Wolters.

Der zeitgemäße Haushalt.

Man kann es der deutschen Hausfrau nicht verdenken, wenn sie auf die märchenhaften Nachrichten von den Bequemlichkeiten, die ihrer amerikanischen Kollegin zur Verfügung stehen, unwillig fragt: Warum gibt es das nicht auch bei uns? Mit Recht erscheint es ihr unbillig, daß sie ihr Leben weiter mit zeitraubender und kraftverschwendender Kleinarbeit befaßt, wenn die technische Erfahrung auch für ihr Arbeitsgebiet bessere Formen schaffen kann. Mit Staubtuch und Brotmesser, mit Plättbolzen und Wäschekübel muß sie sich vorkommen wie eine Stenotypistin mit der Gießfeder. Aber das Knie brechen lassen sich diese Dinge freilich nicht, denn wir können die amerikanischen Vorbilder nicht ohne weiteres auf unsere andersgearteten Lebensverhältnisse übertragen und die einsichtige deutsche Hausfrau wird das auch gar nicht wollen, aber die Richtung verfolgen müssen auch wir. Je mehr wir aus der Behaglichkeit der familiären Abgeschlossenheit heraustreten und auch die Frau zum bewußten, verantwortlichen Mitgliede der Kulturgesellschaft erziehen, desto freier muß sie werden von wertlosen Geschäften, an denen sie sich nutzlos ermüdet. Früher galt die Hausfrau als die Beste, die sich von früh bis spät abradert und abends totmüde ins Bett sank, die sich also gewissermaßen völlig als Sklavin des Haushalts fühlte und keine höheren Ansprüche an das Leben stellte. Wer die Veränderung im Tagewert der Frau nur als Verbesserung zum Besuche von Konditoreien und Kinos ansieht, mag um den Verlust eines Vorzugs der sogenannten „guten, alten Zeit“ trauern, und wir wollen ihn dabei nicht fördern.

Der Haushalt ist das ursprüngliche Arbeitsgebiet der Frau. Haushalten heißt aber nicht bloß, das Haus versorgen und in Ordnung halten, sondern zugleich den größten Nutzen mit kleinstem Aufwand erzielen. So versteht man es auch beim Haushalt eines Unternehmens, einer Gemeinde, des Reiches. Wieviel Zeit verlieren die Hausfrauen dadurch beim Gemüsezerkleinern, beim Kartoffelschälen, Semmelreiben usw. Sie merken nicht wie sie sich entlasten könnten, wenn in ihrer Küche nicht soviel Töpfe und Behälter offen herumstünden und daher regelmäßig geputzt werden müßten. Im Küchenschrank wären all diese Sachen weit besser aufgehoben. Die Schreden des täglichen Abwaschens verschwinden, wenn man alles gebrauchte Geschirr sofort unter der Leitung abspült, so daß keine Speisereste antrocknen. Kochtöpfe füllt man nach dem Ausleeren sofort mit Wasser. Gefüllte oder aus Papier gestanzte Spalten an Bordbrettern passen auch nicht mehr in eine sachlich ausgestattete Küche.

Immer mehr Geräte werden erfunden, die der Hausfrau das Reinigen, Kochen, Waschen, Plätten, Nähen erleichtern. Hier sehen wir aber noch in den ersten Anfängen der technischen Durchdringung des Haushalts, denn es kommt nicht nur darauf an, etwa vorhandene Maschinen zu verbessern und neue zu erfinden, die Hauptsache ist, daß die praktischsten und vielseitigsten Apparate herausgesucht werden, die durch ihre Bereitschaft und einfache Handhabung wirkliche Hilfe bieten.